

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2002)
Heft: 3

Artikel: Liechtensteiner Namensbuch : zum Nutzen der Ortsnamenforschung
Autor: Haas, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398797>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hintergrund

Walter Haas

Liechtensteiner Namenbuch: Zum Nutzen der Ortsnamenforschung

Seit einigen Jahren ist es üblich geworden, nach dem Nutzen auch der geisteswissenschaftlichen Unternehmungen zu fragen. Ein Namenbuch ist der Prototyp eines solchen Unternehmens, und natürlich sind die Namenforscher überzeugt vom Nutzen der Namenbücher, sonst würden sie die Mühe nicht aufwenden, welche die Erarbeitung eines solchen Werks darstellt. Unser Problem ist es, dass der Nutzen dieser Arbeit nur schwer in Franken umzurechnen ist. Wir befinden uns in der umgekehrten Lage wie die Fabrikanten von Gummibärchen: Über den Nutzen *ihres* Produkts kann man sich streiten, aber der Ertrag ist genau zu beziffern. Niemand wird die Herstellung von Gummibärchen stoppen, solange der Ertrag stimmt; die Herstellung von Namenbüchern ist dagegen immer gefährdet, weil sie zwar kosten, aber keinen Ertrag erbringen, der in Franken anzugeben ist.

Namenbücher sind auf das Wohlwollen der öffentlichen Hand angewiesen, sie müssen deshalb versuchen, ihren immateriellen Nutzen vielen Menschen plausibel zu machen. Ich möchte das Erscheinen des Liechtensteiner Namenbuchs zum Anlass nehmen, dazu ein paar Überlegungen beizutragen. Natürlich werde ich die Beispiele dem neuen Werk Hans Strickers und seiner Mannschaft entnehmen.

Es gibt *einen* Aspekt der Namenforschung, der unmittelbar als nützlich einleuchtet. Geometer müssen die Namen aufschreiben und auf die Karte bringen. Die Schreiber früherer Zeiten trauten dem ungewaschenen Volksmund schlecht und übersetzten deshalb unverständliche Namen gerne in anständiges Deutsch – wie jener Kanzlist, der die Wiesen, welche die Triesner *Gantafies* nennen, in *Tantensüss* umtaufte. Die Namenforschung kann helfen, dass solche Verschlimmschönerungen nicht offiziell werden, indem sie nachweist, dass die Flur nie etwas mit Tanten zu tun hatte.

Das also könnte ein Nutzen der Namenforschung sein.

Andererseits müssen wir zugeben, dass die Tanten kein Unglück über Triesen gebracht hätten, sie hätten nicht einmal die fremden Besucher in die Irre geführt. Für den *alltäglichen Gebrauch* muss man Namen nämlich gar nicht *verstehen*, man muss nur wissen, wer oder was

damit benannt wird. Namen *bedeuten* im Grunde genommen gar nichts – und dennoch funktionieren sie. Wie kommt das?

Menschen sprechen mit Wörtern über die Welt, und damit sie wissen, worüber sie sprechen, müssen sie wissen, worauf in der Welt sich ihre Wörter beziehen. Um die Beziehung zwischen den Wörtern und den Dingen klar zu machen, stehen ihnen – ausser dem Zeigen – zwei sprachliche Verfahren zur Verfügung.

Das *erste Verfahren* besteht darin, dass wir den Dingen einen *Namen* geben. Das heisst, wir teilen einem bestimmten Ding ein bestimmtes Wort zu, etwa indem wir sagen: «Ich taufe dich Hans!» Das Wort bezieht sich dann nur auf *ein* Individuum, es hat keine «Bedeutung», es sei denn dieses eine Individuum selber.

Das *zweite Verfahren* besteht darin, dass nicht *einem* Individuum ein Wort zugewiesen wird, sondern einer ganzen *Menge* von ähnlichen Individuen. So ist z. B. *Böchel* ein Wort, das *alle* Hügel bezeichnen kann; und es kann das, weil ihm etwas Geistiges zugeordnet ist, eine «Bedeutung» eben, die wir umschreiben können, etwa als «Anhöhe von mässiger Grösse». Für unsere Gegenden ist es praktisch, ein Wort zu haben, mit dem wir uns auf *alle* Hügel des Tals beziehen können. Müssen wir dann einmal einen ganz *bestimmten* Hügel bezeichnen, dann können wir ihn genauer *beschreiben*, wir können etwa sagen, «der Böchel da drüben» oder «der rund Böchel».

Die Sprachwissenschaft liebt es, exakt zu unterscheiden zwischen den *Namen*, Wörtern, die sich auf *ein* Individuum beziehen, und den sogenannten *Appellativa*, Wörtern, die sich auf Mengen von Objekten beziehen. Aber die beiden Arten gehören eng zusammen. Ziemlich sicher haben wir als kleine Kinder die Wörter der Sprache so gelernt, wie wenn sie Namen wären: *Mama* bezeichnete genau ein Individuum, und *Böchel* meinte genau den einen, individuellen Hügel hinter dem Haus. Erst als unsere Welt grösser wurde, lernten wir, dass *Böchel* auch andere Hügel bezeichnen kann – und aus dem Namen wurde ein Appellativ.

Umgekehrt aber entstanden die meisten Namen in der Landschaft aus Beschreibungen der Örtlichkeiten mit Hilfe ganz gewöhnlicher Appellativa. Das musste zu Anfang auch so sein, sonst hätten die Zuhörer nicht gewusst, welche Örtlichkeit der Sprecher meinte: Wenn ich sage, wir treffen uns am *Böchel*, dann versteht meine Freundin, dass es sich um einen Hügel handeln muss, da sie die Sprache kann, wir brauchen keine Hügeltaufe. Ob sie beim *richtigen* Hügel auf mich warten wird, das hängt allerdings davon ab, wie viele Hügel es in der Gegend gibt. Vielleicht wird es vorsichtiger sein, sich etwas präziser auszudrücken: Wir treffen uns am *runda Böchel*, dann gibt es schon viel weniger Hügel, auf welche die Beschreibung passt.

Es kommt also auf die *Situation* an, wie genau eine Beschreibung sein muss. Aber eine Beschreibung ist immer in gewissem Sinne miss-

verständlich (wie rund muss der *runde Hügel* sein?). Deshalb ist es nicht nur praktischer, sondern auch sicherer, auf wichtige Individuen nicht mit Appellativen zu verweisen, sondern eben mit *Namen*, bei denen es ganz klar ist, dass sie sich auf ein ganz bestimmtes Individuum beziehen. Ein Name entsteht durch einen Namengebungsakt, indem wir festlegen, welcher Ausdruck sich auf welches Individuum beziehen soll, etwa dass der Ausdruck *runda Böchel* sich nur noch auf jenen ganz bestimmten Hügel in Balzers beziehen soll. Bei den meisten Örtlichkeitsnamen ist dieser Akt keine offizielle Taufe (wie bei Menschen), sondern er ist das Resultat eines gemeinschaftlichen Verhaltens. Die Dorfbewohner gewöhnen sich daran, nur noch einen ganz bestimmten Hügel *runda Böchel* zu nennen, obwohl es vielleicht vier gibt, auf welche die Beschreibung passen würde, und sie nennen diesen einen Hügel fortan immer so. Damit ist die Beschreibung zum Namen geworden und beginnt ein ganz eigenes Leben.

Da der Name nur noch *einen* Ort bezeichnet, muss die Beschreibung nicht mehr in ihren Einzelwörtern verstanden werden – man darf nur nicht vergessen, (1.) dass es sich bei einem bestimmten Ausdruck um einen Namen handelt und (2.) welchen Ort er benennt. Weil man Namen nicht verstehen muss, kann man ihre Lautform abschleifen, gar verhunzen: Aus einem alten **Üalis Egg* ‚Ulrichs Egg‘ wird *Ölersegg* ‚Egg eines Ölmüllers‘, was als Beschreibung völlig daneben ist, als Name aber problemlos funktioniert.

Die Beschreibungen, die in einem Namen stecken, können auch unverständlich werden, weil die Sprache sich wandelt: Wer weiss noch genau, was ein *Ifang* ist? Im Namen können aus der Mode gekommene Wörter überleben, man muss sie ja nicht verstehen, man muss nur wissen, was sie benennen.

Namen mit ausgestorbene Wörtern werden besonders leicht lautlich umgeformt. So enthält der Name *Goldloch* in Triesen sicher nicht das Wort *Gold*, sondern das alte deutsche Wort *Gol*, das ‚Steingeröll‘ bedeutet, und dieses kommt in unsern Gegenden öfter in freier Natur vor als das Edelmetall. Immerhin ist die ‚Verhunzung‘ hier sozusagen mit Verstand vorgenommen worden. Der neue Name kann noch immer als «Beschreibung» verstanden werden, die allerdings in die Irre führen würde, wenn man sie wörtlich nehmen wollte: So viel ich weiss, hat noch niemand im *Goldloch* Gold gefunden. Man spricht in solchen Fällen von Volksetymologie. Als Name hingegen dient das *Goldloch* so gut wie das **Golloch* – ich brauche nicht zu wiederholen, warum.

Endlich können Namen auch unbedenklich aus andern Sprachen übernommen werden. Wir brauchen nicht zu wissen, was *Balzers* oder *Vaduz* bedeuten, wichtig ist nur, dass wir auf dem Heimweg *Balzers* nicht mit *Vaduz* verwechseln. Die Namen aus fremden Sprachen sind

gerade für Liechtenstein besonders bedeutsam, das sich ja auf altem rätischem Boden befindet, wo man erst seit der vorletzten Milleniums-Wende deutsch spricht. Doch wieder bewährt sich der Namensschatz sozusagen als Naturpark, in dem Wörter längst ausgestorbener Sprachen Zuflucht finden. Allerdings erkaufen sie sich das Überleben mit noch brutalerer Verunstaltung: Bei *Balzers*, das nach Strickers Namenbuch auf lat. PALATIOLUM ‚kleiner Palast‘ zurückgeht, hat der Volksmund geradezu noch Gnade walten lassen, *Valorsch*, *Iradug*, *Tschibritta*, *Prer* und viele andere ursprünglich romanische Namen hat er wesentlich unbarmherziger zurechtgekaut.

Eine der wichtigen Aufgaben der Namenforschung ist es somit, die «undurchsichtig» gewordenen Namen zurückzuführen auf Beschreibungen in gewöhnlichen Appellativen. Dazu braucht es genaue *Kenntnis der heutigen Mundart-Lautung*, die meist zuverlässiger ist als die Tanten-Phantasien der Kanzlisten, es braucht genaue *Kenntnis der historischen Überlieferung*, da man ja hoffen kann, dass die ältern Formen noch weniger unter der Zerredung gelitten haben, und es braucht genaue *Kenntnis der Örtlichkeit*, die der Name bezeichnet: Wir suchten ja nach einer andern Erklärung für *Goldloch*, weil es dort kein Gold gibt, aber wenn es dort auch kein Geröll gäbe, dann taugte unsere kluge neue Erklärung ebenfalls nicht viel. Wenn die Forscher einen Namen auf eine solche Beschreibung in gewöhnlichen Appellativen zurückgeführt haben, sagen wir, sie hätten die *Bedeutung* des Namens erklärt, obwohl sie eigentlich die Beschreibung rekonstruiert haben, die später zum Namen geworden ist. Es ist erstaunlich, wie viele Menschen sich für solche Erklärungen interessieren. Es ist ein Interesse, das «nichts bringt», und das dennoch keiner Begründung bedarf. Es handelt sich um eine «Urneugier», die alle Menschen befallen kann, ohne Rücksicht auf Bildung und Herkommen, um ein Urbedürfnis nach Kommunikation mit der Umwelt und den Vorfahren, um ein Urbedürfnis auch danach, dass Wörter Sinn haben sollen. Es ist sicher ein wichtiger Nutzen der Namenbücher, diese Neugier auf seriöse Weise zu befriedigen.

Aber ihr Nutzen erschöpft sich darin nicht. Namenforschung ist eine Wissenschaft, die auf die Hilfe vieler anderer Wissenschaften angewiesen ist, die aber auch selber vielen andern Wissenschaften weiterhelfen kann.

Zuerst ist da natürlich die *Sprachwissenschaft* zu nennen, besonders jene Abteilung, die sich um die ältern Sprachzustände kümmert. Namen können ja, wie wir gesehen haben, sonst verklungene Wörter konservieren. Im Falle von Liechtenstein sind die Namen gar die wichtigste Quelle für eine ganze Sprache, nämlich das vergessene Romani-sche Unterrätens, sie können Wörter aufbewahren, die im lebenden Rätoromanischen nicht nachgewiesen sind. Es ist klar, dass die Sprach-

wissenschaftlich für diese letzten Spuren eines verklungenen Idioms interessiert. Umgekehrt ist die Namenkunde ihrerseits auf das Wissen der Sprachforschung angewiesen. Ohne Kenntnis des Rätoromanischen käme wohl niemand auf die Idee, dass im Namen *Tschibritta* ein alträtoromanisches *genevréida* stecken könnte, was etwa ‚bei den Wacholdersträuchern‘ bedeutet haben muss, oder dass *Gantafies* auf *tanter vias* ‚zwischen den Wegen‘ zurückgeht.

Der Sprachwechsel der romanischen Bevölkerung ist auch als historisches und soziolinguistisches Geschehen von Bedeutung. Für die Soziolinguistik ist ziemlich klar, dass die massive Übernahme romanischer Namen nur möglich war, weil die beiden Sprachgruppen lange Zeit nebeneinander gewohnt und miteinander kommuniziert haben; Mord und Totschlag hatte da wenig Platz. Für die Menschen selber war das ein glücklicher Umstand, die Historiker freuen sich weniger über solche Friedlichkeit, da Untaten bekanntlich besser bezeugt sind als Wohltaten. Für den gesamten historischen Prozess der Germanisierung Unterrätens sind deshalb die Namen wiederum fast die einzigen Quellen.

Doch auch das Lateinische, die Mutter des Romanischen, wird ja erst seit relativ kurzer Zeit auf dieser Seite der Alpen gesprochen, etwa seit Christi Geburt. Auch damals scheint der Sprachwechsel friedlich verlaufen zu sein, und wiederum sind es fast nur Namen, die aus den vorrömischen Sprachen überleben konnten. Auf so vornehmeres Alter kann etwa *Mäls* zurückblicken, was die Bewohner für die unpassenden Beiwörter entschädigen mag, unter denen ihr Dorfteil zu leiden hat.

Natürlich üben die alten romanischen und vorromanischen Namen eine ganz besondere Anziehungskraft aus, und tatsächlich sind im Falle von Liechtenstein die jüngeren deutschen Namen sprachwissenschaftlich weniger interessant – linguistisch gesehen fällt Liechtenstein entschieden in die Interessensphäre der Romanisten. Doch die Geschichte, vor allem die Siedlungsgeschichte, kann auch aus Unspektakulärem lernen. Nehmen wir als Beispiel jene Namen, die in irgendeiner Weise den Bestandteil *rütten* ‚reuten‘ enthalten. Sie sind so häufig, dass sich niemand danach umdreht; dem Siedlungsforscher aber verraten sie, dass jene Örtlichkeiten auf Rodungsgebiet liegen, und da sie einen deutschen Namen tragen, dass diese Urbarmachung erst im Hochmittelalter erfolgt sein kann, nachdem die Bevölkerung zum Alemannischen übergegangen war. Die Urbarmachung selber muss aber schon vorher in Gang gekommen sein, und das verraten wiederum Namen, gleichbedeutende romanische Namen diesmal, etwa jene mit dem Bestandteil *runk* zu rätoromanisch *runc* ‚Rodung‘: *Rungg* in Triesenberg, *Runkels* in Triesen usw. Für die Siedlungsgeschichte interessant sind dann natürlich auch die Namen, die von der hochmittelalterlichen Völkerwanderung der Walser zeugen, und hier wird auch der Linguist

wieder besonders hellhörig, da die Walser aus ihrer Heimat ja nicht nur ihre alpinen Technologien, sondern auch ihre Sprache mitgebracht haben.

Diese wenigen Andeutungen können vielleicht auch eine Eigenschaft der modernen Namenbücher verständlicher machen, die für Laien manchmal schwierig zu begreifen ist – nämlich den Hang zur Vollständigkeit. Für die reine Namenerklärung würde es genügen, einen einzigen *rütten*-Namen darzustellen. Sobald man sich aber für die Siedlungsgeschichte interessiert, ist die vollständige Abdeckung des Gebiets notwendig.

Vollständigkeit ist aber auch nötig, weil wir noch gar nicht wissen, für welche Wissenschaften die Namen einmal wichtig werden könnten. Schon seit längerer Zeit haben Rechts- und Wirtschaftsgeschichte die Namen entdeckt. Der Name einer Örtlichkeit kann beispielsweise die ehemalige Existenz einer Mühle verraten, in einer Gegend, in der seit Generationen nicht nur keine Mühle mehr besteht, sondern auch keine Frucht mehr angebaut wird; und solche Informationen sind vielleicht sogar für die Klimageschichte nützlich. In jüngster Zeit sucht man aus Namen Hinweise auf den Verlauf längst zugewachsener Verkehrsverbindungen zu gewinnen, und auch in Zukunft werden immer wieder Fragen auftreten, für deren Beantwortung die Namen wichtig sein werden. Namenbücher sind Grundlagenwerke, wie reicher sie sind, umso kostspieliger werden sie, aber umso nützlicher sind sie den nachfolgenden Generationen – leider wieder ein Nutzen, der sich schlecht in Franken beziffern lässt.

Ein Grundlagenwerk erstellt die Fundamente, andere müssen weiterbauen. Freilich kann die Grundlage mehr oder weniger dazu einladen. In dieser Beziehung kann man sich kein einladenderes Werk denken, als das Liechtensteiner Namenbuch. Seine Autoren haben sich nicht damit begnügt, den Namenschatz des Landes auszubreiten, sie haben ihm Hilfsmittel mitgegeben, die nach Qualität und Umfang beispiellos sind. Das fängt mit den Namenkarten an und hört mit den detaillierten Registern auf. Wer sich über die politische und sprachliche Geschichte Liechtensteins orientieren will, wird hervorragend orientiert, und das Verzeichnis der Fachausdrücke ist ein eigentlicher *crash*-Kurs in Namenkunde, der auch Laien offensteht. Geradezu phänomenal und eine Neuheit in dieser Wissenschaft ist der fünfte Band. Er enthält ein Wörterbuch all der rätoromanischen und deutschen «gewöhnlichen» Wörter, der Appellativa also, aus denen die Namen des Landes gebildet sind, und schlägt so den Bogen von den Namen zurück zur Lebenswelt der Menschen, welche die Fluren ursprünglich bezeichnet haben.

Sicher waren solche Vollständigkeit und solcher Reichtum nur dank der grossen Wohlhabenheit des Fürstentums und seiner geringen

Grösse möglich. Vermutlich hat sich Liechtenstein mit diesem Werk tatsächlich einen Luxus geleistet, den nur *es* sich leisten konnte. Ich meine aber, dass es sich diesen Luxus gerade deswegen auch leisten *musste*. Denn die grosszügige Anlage machen das Liechtensteiner Namenbuch zu einem Schlüsselwerk für die Kenntnis der multinationalen Region Rheintal, zu einem Geschenk für die deutsche und romanische Namenkunde überhaupt. Ein Luxus vielleicht – sicher aber kein egoistischer.

Die am reichsten Beschenkten bleiben dennoch die Liechtensteiner selber. Die Menschen, denen die Geschichte, die Kultur, die Sprache ihres Landes am Herzen liegen, haben allen Grund, den Namenforschern für ihre Arbeit zu danken. Ihnen allen kommt Namenforschung zugute. Nicht in Franken messbar, aber vielleicht fühlbar – als Verbundenheit mit dem eigenen Lebensraum und als Verständnis für seine Besonderheiten.

Das ist letztlich der *wirkliche* Nutzen der Namenforschung.

Prof. Dr. Walter Haas, Stalden 12, CH-1700 Fribourg

Adresse des Autors